



# *Der kleine Fürst*

*Staffel* **29**



# Inhalt

[Schöne Lilly - neues Leben!](#)

[Ich will dein Herz erobern](#)

[Die unglaubliche Philippa](#)

[Eine Verwandlung mit Stil](#)

[Ein Butler in Paris](#)

[Die schöne und der falsche Graf](#)

[Vom Himmel gefallen - im Schloss gelandet!](#)

[Julia findet ihr Glück](#)

[Der Mann mit der Maske](#)

[Ihre Flucht aus Liebe](#)

# **Der kleine Fürst**

## **- Staffel 29 -**

# **E-Book 281-290**

**Viola Maybach**

Nr. 281



# *Der kleine Fürst*



**Schöne Lilly – neues Leben!**  
Jetzt wird es ernst ...

Viola Maybach



# **Schöne Lilly - neues Leben!**

**Jetzt wird es ernst...**

**Roman von Maybach, Viola**

Im Traum erlebte sie den Schrecken noch einmal: Eben noch waren sie guter Dinge gewesen. Ihre Mutter hatte eine lustige Geschichte erzählt, sie hatten alle drei sehr lachen müssen. Und im nächsten Moment schon, jedenfalls war es in Lillys Erinnerung und auch jetzt im Traum so, hatte ihr Vater so seltsam gestöhnt, und der Wagen war ins Schlingern geraten. Sie hatten geschrien, ihre Mutter und sie, aber ihr Vater hatte nicht mehr reagiert. Ihre Mutter hatte dann das Steuer herumgerissen, und irgendwie war es ihr auch gelungen, vom Beifahrersitz aus ans Bremspedal zu gelangen. Sie waren in einem Straßengraben gelandet und dort zum Stehen gekommen.

Danach: Ihr Vater leichenblass und noch immer stöhnend, zusammengesunken am Steuer, nicht ansprechbar. Schreie, Verzweiflung, Tränen bei Lilly, während ihre Mutter sich rasch gefasst und den Notruf angerufen hatte. Und dann das Warten, endlos lang – während ihr Vater ganz still geworden war und sie nicht gewusst hatten, wie sie ihm helfen sollten. Endlich Sirenen, überlaut. Viele Leute, Stimmen, die durcheinander redeten. Jemand, der ihr eine Decke umlegte und einen Becher Tee in die Hand drückte.

Aber sie konnte nichts trinken. Sie hatte nur Augen für ihren Vater, den sie auf eine Trage legten und zu einem Krankenwagen brachten. Sie wollte ihm folgen, aber sie konnte sich nicht bewegen.

Der Traum war zu Ende, sie wachte auf. Müde blinzelte sie in das trübe Licht auf dem Stationsflur eines Krankenhauses in Südfrankreich. Jemand stand vor ihr.

»Du bist ja wach«, sagte Marietta von Cadow, ihre Mutter.

»Wie geht es Papa?«

Marietta setzte sich neben sie. Sie hatte italienische Großeltern, und dieses südeuropäische Erbe war ihr anzusehen. Sie hatte pechschwarze, dichte lange Haare, dunkle Augen und olivfarbene Haut, und nicht selten ging das Temperament mit ihr durch.

Lilly hingegen war rein äußerlich ganz das Kind ihres blonden, blauäugigen Vaters. Sie war schlank und hübsch, hatte schöne blaue Augen und ein klares Gesicht mit einer kleinen Nase und einem reizvoll geschwungenen Mund, umrahmt von kurzen Haaren, die im Sommer ganz hell wurden. Sie hatte sich schon oft gewünscht, so auszusehen wie ihre Mutter.

»Es war ein schwerer Schlaganfall, Lilly. Wir hatten Pech, dass es in einer so einsamen Gegend passiert ist. Deshalb hat es so lange gedauert, bis der Krankenwagen kam. Bei Schlaganfällen kommt es vor allem darauf an, dass der Patient schnell Hilfe bekommt. Aber die Ärzte tun, was sie können.«

»Kann ich zu ihm?«

»Sie behandeln ihn immer noch, sie haben mich auch weggeschickt. Ich habe mit deinen Großeltern telefoniert. Sie kommen und holen dich ab.«

Lilly versteifte sich. »Abholen? Aber ich will hier bleiben, bei euch. Ich will nicht weg, Mama!«

»Ich kann mich jetzt nur um Papa kümmern. Es ist viel zu klären, das kannst du dir ja wahrscheinlich vorstellen.«

»Du musst dich doch gar nicht um mich kümmern! Wir können beide im Campingwagen wohnen, wie bisher, dann bist du auch nicht so allein, und ich ...«

»Lilly!« Ihre Mutter fasste sie an beiden Schultern und drehte sie zu sich herum. »Ich werde überhaupt keine Zeit für dich haben, verstehst du? Ich werde meine Tage hier im Krankenhaus verbringen, während ich gleichzeitig versuche zu klären, welches die beste Behandlung für Papa ist und wie wir die bezahlen können. Das wird meine Zeit und auch meine Kraft vollständig in Anspruch nehmen. Du kannst nicht hier bleiben. Und jetzt hör bitte auf zu diskutieren, das schaffe ich nämlich nicht auch noch.«

Ihre Stimme klang mit einem Mal so brüchig, dass Lilly erschrak. Sie widersprach deshalb nur noch leise. »Aber ich will nicht nach Sternberg!«

»Es ist ja vermutlich nicht für lange«, versuchte ihre Mutter sie zu besänftigen. »Nur, bis ich weiß, wie die nächsten Wochen und Monate aussehen. Ich muss mir doch selbst erst einmal einen Überblick verschaffen, wie wir das hier alles schaffen sollen.«

»Und wenn ... wenn Papa nicht wieder richtig gesund wird?«, fragte Lilly. »Was machen wir dann? Müssen wir dann irgendwo in eine Wohnung ziehen und leben wie alle anderen?«

Es war wohl die eine Frage zu viel gewesen, denn die Augen ihrer Mutter füllten sich mit Tränen. Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und fing haltlos an zu schluchzen.

Lilly fühlte sich schrecklich. Sie hatte ihrer Mutter nicht noch mehr Kummer machen wollen – aber sie selbst war doch auch unglücklich! Und sie wollte nicht weggeschickt werden, schon gar nicht zu ihren Großeltern, von denen sie wusste, dass sie das Leben, das ihr Sohn mit seiner kleinen Familie führte, nicht gut hießen: ›Vagabundenleben‹ nannten sie es, weil die drei keinen festen Wohnsitz hatten, sondern mit einem großen Campingwagen ständig unterwegs waren.

Lillys Eltern waren Künstler, ihr Vater war Bildhauer, ihre Mutter malte. Wenn es ihnen irgendwo besonders gut gefiel, blieben sie für eine Weile dort, dann zogen sie weiter. Von dem, was ihre Eltern verkauften, konnten sie recht gut leben. Geld im Überfluss hatten sie natürlich nicht, aber sie empfanden sich trotzdem als reich, denn die Welt gehörte ihnen. Sie hatten schon viel von ihr gesehen, überall interessante Menschen getroffen, spannende Dinge erlebt.

Seit Lilly nicht mehr schulpflichtig war, war es sogar noch einfacher geworden. Sie war jetzt einundzwanzig Jahre alt, ihr Abitur hatte sie mit Auszeichnung bestanden. Ihre Eltern hatten sie unterrichtet oder sie war, wenn sie irgendwo länger geblieben waren, dort zur Schule gegangen. Das Lernen war ihr immer leicht gefallen, vor allem Sprachen lernte sie spielend. Noch hatte sie sich keine Gedanken

gemacht, was sie mit ihrem Leben anfangen wollte. In ihrer Vorstellung war es einfach immer so weiter gegangen, obwohl ihre Eltern in letzter Zeit öfter gesagt hatten, sie solle mit einer Ausbildung beginnen und Pläne für ein eigenes Leben machen. Dazu verspürte sie wenig Neigung.

Und jetzt wurde sie weggeschickt! Sie wusste, dass sie ungerecht war, aber sie nahm es ihrer Mutter übel, dass sie sie nicht bei sich haben wollte. Dabei hätten sie sich doch gegenseitig stützen und trösten können!

»Wein doch nicht«, sagte sie unbeholfen. »Es ist ja nur so, dass ich bei dir und Papa bleiben möchte – wir haben immer zusammengehalten, und jetzt schickst du mich weg.«

Ihre Mutter trocknete ihre Tränen und richtete sich auf. »Ich schicke dich nicht weg«, sagte sie müde. »Es ist nur so, dass meine Kraft im Augenblick gerade ausreicht, um mich um deinen Vater zu kümmern, Lilly. Kannst du das nicht verstehen?«

Lilly wurde einer Antwort enthoben, denn eine Ärztin kam mit schnellen Schritten auf sie zu. »Frau von Cadow, kommen Sie bitte, Sie müssen eine Entscheidung fällen.«

Sowohl Lilly als auch ihre Mutter sprachen fließend Französisch, so war die Verständigung von Anfang an kein Problem gewesen.

Lilly war zusammen mit ihrer Mutter aufgesprungen, aber die Ärztin schüttelte nur knapp den Kopf. »Nur Ihre Mutter bitte.«

Lilly sank auf ihren Stuhl zurück, während sie den beiden Frauen nachsah. Wieso durfte sie ihren Vater nicht sehen? Wieso durfte sie nicht dabei sein, wenn wichtige Entscheidungen zu fällen waren? Sie war sein einziges Kind, sein ›Herzblatt‹, wie er manchmal zärtlich-scherzhaft sagte. Und jetzt? Jetzt durfte sie nicht einmal zu ihm, sie schlossen sie aus, als wäre sie eine Fremde.

Sie spürte die aufsteigenden Tränen, schluckte sie jedoch hinunter. Sie wollte keine Schwäche zeigen.

\*

»Sofia«, sagte Ulrike von Cadow, »gut, dass ich dich gleich erreiche. Ich kann unsere Verabredung leider nicht einhalten. Max und ich sind auf dem Weg nach Stuttgart, zum Flughafen, wir fliegen in zwei Stunden nach Frankreich.«

Baronin Sofia von Kant saß auf der Terrasse von Schloss Sternberg und trank einen Tee, während sie telefonierte. Sie hatte sich schon über Ulrike von Cadows Verspätung gewundert, die sonst immer eher zu früh als zu spät kam. Ulrike und sie arbeiteten oft ehrenamtlich zusammen, sie waren trotz des großen Altersunterschieds zwischen ihnen ein gutes Team und hätten an diesem Nachmittag einiges zu besprechen gehabt.

»Was ist denn passiert?«, fragte sie. Ihr war Ulrikes gepresste Stimme nicht entgangen.

»Unser Sohn hatte einen schweren Schlaganfall«, antwortete Ulrike. »Offenbar waren sie gerade in einer einsamen Gegend in Südfrankreich unterwegs, jedenfalls hat es offenbar ziemlich lange gedauert, bis er Hilfe bekam. Du weißt, was das bedeutet.«

»Das tut mir so leid!« Sofia kannte Moritz von Cadow nicht, aber sie wusste von seiner Mutter, dass er ein Leben führte, über das seine Eltern nicht glücklich waren: Er arbeitete als Bildhauer, durchaus erfolgreich, war jedoch nirgends zu Hause, sondern fuhr mit Frau und Tochter in einem großen Campingwagen durch die Welt. Auch seine Frau war Künstlerin, sie malte, und auch ihren Namen konnte man immer mal wieder im Feuilleton lesen. Neulich hatte ein großes Museum eins ihrer Bilder gekauft, das war ihr bislang größter Erfolg gewesen.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte Sofia einmal ein Interview mit dem unkonventionellen Paar gelesen, das sie sehr sympathisch gefunden hatte. Sie konnte sich gut vorstellen, dass die Art, wie die jüngeren Cadows lebten, sehr

inspirierend war. Und ihre Tochter schien dieses Leben ebenfalls zu schätzen – kein Wunder. Wenn man als junger Mensch schon so viel von der Welt sah, erweiterte das sicherlich den Horizont.

»Ich weiß noch nicht, wie lange wir dort bleiben. Marietta hat uns gebeten, unsere Enkelin zunächst einmal zu uns zu nehmen, während sie sich um Moritz kümmert und versucht zu klären, wie es mit ihm weitergeht.«

Ulrike von Cadows Stimme zitterte kaum merklich. »Wir würden ihn natürlich am liebsten sofort nach Deutschland holen, und wir würden auch die Behandlung bezahlen, aber das werden sie auf keinen Fall wollen. Dabei sollte man doch annehmen, dass wenigstens in einer solchen Situation die Hilfe der Eltern willkommen ist.«

Sofia fühlte sich hilflos. Was sollte sie darauf erwidern? Künstler waren ja oft eigenwillige Menschen, und Moritz von Cadow hatte sich offenbar schon als sehr junger Mensch von den Fesseln befreit, die das Leben in seinem Elternhaus ihm angelegt hatte. Früh war klar gewesen, dass er eine künstlerische Laufbahn einschlagen würde und als er dann seine zukünftige Frau getroffen hatte, die ähnlich leben wollte wie er, hatten sie ihre Familien vor vollendete Tatsachen gestellt. Immerhin hatten sie noch geheiratet, bevor sie sich auf den Weg gemacht hatten, aber die Hochzeit war nicht nach dem Geschmack der Cadows gewesen: Sie hatte im engsten Kreis stattgefunden und war, so hatte Ulrike es betrübt ausgedrückt, »glanzlos« gewesen.

»Es wird schon eine Hilfe sein, wenn ihr vor Ort seid«, sagte Sofia schließlich. »Da ist doch jetzt vieles zu entscheiden und zu regeln, eure Schwiegertochter wird froh sein, wenn sie damit nicht allein ist.«

»Das siehst du leider falsch. Sie will nur, dass wir Lilly abholen, weil sie sich um ihre Tochter jetzt nicht auch noch kümmern kann. Was unseren Sohn betrifft, wird sie allein entscheiden. Ich glaube nicht, dass sie auf unseren Rat hören würde, wenn wir anderer Ansicht wären als sie. Du

musst bedenken, dass wir uns nicht besonders gut kennen. Wir haben sie in den zweiundzwanzig Jahren, die sie jetzt verheiratet sind, höchstens einmal pro Jahr gesehen – und das meistens auch nur kurz. Wir haben das immer bedauert, denn sie macht unseren Sohn offenbar glücklich. Aber ...«

Sofia hörte, dass Ulrike mit den Tränen kämpfte und fühlte sich eher noch hilfloser als zuvor. Was sagte man in einem solchen Fall? Niemand konnte wissen, wie und ob sich ein Schlaganfall-Patient wieder erholte, jeder Tröstungsversuch musste also hohl klingen. Sie versuchte es trotzdem. »Er will doch leben, Ulrike«, sagte sie, »er wird kämpfen.« Plötzlich wurde ihr bewusst, dass Moritz von Cadow nur wenig älter war als sie selbst. Mitte vierzig, hatte Ulrike einmal gesagt. Der Gedanke erschreckte sie.

»Ja, das sagen wir uns auch. Danke für deine Worte, Sofia. Wenn wir zurück sind, melde ich mich.«

Sofia saß noch mit dem Telefon in der Hand da und sah auf ihren Garten, der sich vor der Terrasse erstreckte, als ihr Mann erschien und sofort spürte, dass etwas geschehen war. Er kam zu ihr, gab ihr einen Kuss und nahm neben ihr Platz. »Schlechte Nachrichten?«, fragte er.

»Ja, von Ulrike von Cadow.«

Baron Friedrich hörte ihr ruhig zu, während sie wiedergab, was sie soeben erfahren hatte.

»Das ist natürlich bitter«, sagte er, als sie ihren Bericht beendet hatte. »Wie alt ist denn Moritz von Cadow? Etwas älter als wir, oder?«

»Seltsam, darüber habe ich eben auch nachgedacht. Ja, er ist Mitte vierzig. Er hat seine Frau damals früh kennengelernt, die beiden haben dann schnell geheiratet und bald auch ihre Tochter bekommen. Die muss jetzt auch schon zwanzig oder einundzwanzig sein. Seitdem sind sie unterwegs.«

»Ist er erblich vorbelastet?«

»Das weiß ich nicht, danach muss ich Ulrike das nächste Mal fragen. Sie wird nun sicher für unsere ehrenamtliche

Arbeit erst einmal ausfallen, was ziemlich bitter ist. Mit ihr kann ich sehr gut zusammenarbeiten. Man merkt ihr nicht an, dass sie demnächst siebzig wird. Ich habe schon oft gedacht, wie schade es ist, dass wir uns erst so spät kennengelernt haben.«

»Vielleicht verläuft der Genesungsprozess ihres Sohnes besser als jetzt befürchtet.«

»Danach hat es sich nicht unbedingt angehört. Schwere Schlaganfall, nicht schnell genug Hilfe bekommen ... da macht man sich schon Sorgen.«

»Wie gut ist denn das Verhältnis zu ihrer Enkelin? Ich meine, wenn sie das Mädchen oder vielmehr die junge Frau jetzt erst einmal zu sich holen – das ist ja auch nicht ohne.«

»Sie kennen sie nicht besonders gut, genau wie ihre Schwiegertochter. Wie auch? Ulrike sagte, sie haben sich ungefähr einmal pro Jahr gesehen, und das wohl auch jedes Mal nur kurz. Da lernt man sich nicht gut kennen. Sie klang ziemlich verzweifelt, sie müssen große Angst um ihren Sohn haben.«

»Die hätten wir auch. Wenn ich mir vorstelle, Konny wäre schwer krank ...«

»Bitte nicht, an so etwas möchte ich nicht einmal denken«, sagte Sofia abwehrend.

Als hätte er geahnt, dass gerade sein Name gefallen war, erschien ihr Sohn Konrad in diesem Moment auf der Terrasse.

»Hier steckt ihr!«, sagte er. »Das hätte ich mir ja denken können bei dem schönen Wetter.« Erst nach diesen Worten bemerkte er die Gesichter seiner Eltern. Konrad war siebzehn Jahre alt und sah seinem Vater sehr ähnlich, obwohl er die blonden Haare seiner Mutter geerbt hatte. Aber das schmale Gesicht mit dem klassischen Profil hatte er eindeutig von seinem Vater.

»Was ist denn los? Schlechte Nachrichten?«

»Ja, Moritz von Cadow hatte einen Schlaganfall, seine Eltern sind auf dem Weg zu ihm, sie werden die Enkelin

abholen.«

»Das ist der Bildhauer, der mit Frau und Tochter die ganze Welt bereist, oder?«

»Ja. Es ist irgendwo in Frankreich in der tiefsten Provinz passiert, wo es eine Weile gedauert hat, bis Hilfe eingetroffen ist. Er ist jedenfalls in keinem guten Zustand.«

»Kraass«, sagte Konrad.

»Ja, Ulrike rief an und hat unseren Termin abgesagt. Sie war verständlicherweise ziemlich durcheinander. Wo hast du denn Anna und Chris gelassen?«

Anna war Konrads vierzehnjährige Schwester, ein junges Ebenbild ihrer Mutter mit blonden Locken und einem hübschen runden Gesicht, mit ›Chris‹ war Christian von Sternberg gemeint, Sofias Neffe, Annas und Konrads Cousin. Christians Mutter, Fürstin Elisabeth von Sternberg, war Sofias Schwester gewesen. Sie und ihr Mann, Fürst Leopold, waren vor über einem Jahr bei einem Hubschrauberabsturz gemeinsam mit dem Piloten ums Leben gekommen. Seitdem war Christian Sofias und Friedrichs drittes Kind. Er war jetzt sechzehn Jahre alt und hatte seinen eigenen Weg gefunden, die Trauer um den Verlust seiner Eltern zu bewältigen.

»Die werfen noch Stöckchen für Togo, mir war es zu heiß, ich hatte keine Lust dazu. Wir hatten nämlich heute zwei Stunden Sport, das hat mir gereicht«, berichtete Konrad.

Togo war Christians junger Boxer, ein intelligentes, verspieltes Tier, das ihnen allen viel Freude bereitete. Sofia und Friedrich hatten Christian nach dem Tod seiner Eltern damit überrascht, dass sie den Hund eines Tages mit ins Schloss gebracht und ihn dem Jungen geschenkt hatten. Es war so etwas wie Liebe auf den ersten Blick gewesen. Aber auch die anderen Familienmitglieder und sogar die Angestellten liebten Togo.

Eberhard Hagedorn, der alte Butler, ohne den Schloss Sternberg nicht denkbar war, erschien auf der Terrasse.

»Darf ich Ihnen auch etwas Kühles zu trinken bringen, Baron Konrad?«, fragte er.

»Das wäre super, Herr Hagedorn, vielen Dank.«

Konrad hatte sich auf eine der Liegen fallen lassen.

»Mann, bin ich kaputt!«, stöhnte er. »Ich weiß auch nicht, was das heute sollte, das war richtig verschärftes Training, und das bei der Hitze!«

Er erholte sich jedoch schnell, besonders als er die frisch hergestellte Limonade getrunken hatte, die ihm Eberhard Hagedorn gleich darauf servierte.

»Und wie geht das jetzt weiter mit Moritz von Cadow?«, fragte er. »Bringen sie ihn hierher, damit sich auch seine Eltern um ihn kümmern können?«

»Davon war keine Rede. Er war ja immer sehr eigenwillig und ist seinen Weg gegangen, gegen alle familiären Widerstände. Ich nehme an, seine Frau und er haben darüber gesprochen, wie sie das handhaben wollen, wenn einem von ihnen etwas passiert«, erwiderte Sofia nachdenklich. »Sie werden nicht ausgerechnet jetzt in den Schoß der Familie zurückkehren wollen.«

»Wie ist das eigentlich mit den Eltern der Frau?«, fragte der Baron. »Hatten sie zu denen mehr Kontakt in den letzten zwanzig Jahre oder weißt du das nicht?«

»Die Eltern leben nicht mehr. Die Mutter hatte Krebs und ist früh gestorben, der Vater dann vor einigen Jahren, das hat mir Ulrike einmal erzählt. Geschwister hat Moritz' Frau nicht.«

»Moritz ja auch nicht«, sagte Friedrich.

»Deshalb ist es ja so bitter für seine Eltern, dass er sich so weit von ihnen entfernt hat.«

»Vielleicht hat er das gar nicht«, sagte Konrad. »Vielleicht wollte er nur einfach so leben wie es für ihn richtig war – und er hatte Angst, sie würden ihn daran hindern, auch wenn sie das möglicherweise gar nicht getan hätten.«

»Möglich. Ich habe da zu wenig Einblick, um das beurteilen zu können«, erwiderte die Baronin.

»Der ist doch gar nicht so viel älter als ihr, oder?«, fragte Konrad.

»Das haben wir eben auch schon festgestellt«, erwiderte der Baron. »Wenn so etwas passiert, erinnert es einen daran, dass man auch in jüngeren Jahren schon auf sich und seine Gesundheit Acht geben sollte.«

»Ihr macht das ja zum Glück«, murmelte Konrad. Es hörte sich so an, als würde er gleich einschlafen. Und genau das tat er dann auch.

»Scheinen ja wirklich anstrengende Sportstunden gewesen zu sein«, raunte der Baron seiner Frau zu. »Jetzt sieh dir das an! Schläft mitten am Nachmittag ein.«

Sofia betrachtete ihren schlafenden Sohn, der stark und gesund war und dachte daran, wie sich Ulrike wohl gerade fühlte. Sie hoffte von ganzem Herzen, dass ihrer älteren Freundin kein noch größerer Schmerz bevorstand.

\*

»Sollte nicht Frau von Cadow heute kommen?«, fragte Anna, als Christian und sie Togo mitgeteilt hatten, nun sei Schluss mit dem Stöckchen-Werfen.

Es war heiß, sie wollten sich umziehen, etwas Kühles trinken, vielleicht ein wenig auf der Terrasse faulenzten und hören, was sich während des Tages ereignet hatte. Togo freilich schien noch nicht genug zu haben. Für ihn war die Rückkehr der Teenager aus der Schule der eindeutige Höhepunkt des Tages, dem er schon Stunden vorher entgegenfieberte.

»Doch«, sagte Christian, der nun ebenfalls zum Parkplatz hinüberspähte. »Aber ihr Auto ist nicht da.«

»Vielleicht ist sie schon wieder weg«, meinte Anna. »Gib Ruhe, Togo, wir haben dir heute echt viele Stöckchen geworfen, dafür dass es so heiß ist! Du solltest auch mal etwas Dankbarkeit zeigen!«

Togo winselte und machte dieses Gesicht, das sie immer zum Lachen brachte: Er sah dann so aus, als hätte er genau verstanden, was sie gesagt hatte. »Gut so«, lobte sie ihn. »Du bist ein ganz braver Hund.«

Er trottete jetzt friedlich neben ihnen her, ohne weitere Ansprüche anzumelden. Auch er merkte wohl endlich, wie heiß es war.

Eberhard Hagedorn empfing sie am geöffneten Hauptportal, und von ihm erfuhren sie, dass Ulrike von Cadow aus familiären Gründen den Termin im Schloss abgesagt hatte. Den Rest erzählte ihnen dann die Baronin, als sie sich ebenfalls auf der Terrasse niederließen.

»Ich dachte immer, nur alte Leute kriegen einen Schlaganfall«, sagte Anna, unverblümt wie immer.

»Keineswegs«, erklärte die Baronin. »Jedenfalls ist das eine schlimme Geschichte für die Cadows, und ich glaube beinahe, Ulrike war bei dem Gedanken, jetzt erst einmal für ihre Enkelin verantwortlich zu sein, nicht glücklich.«

»Wie alt ist die denn?«

»So zwanzig, einundzwanzig, glaube ich. Aber das Mädchen kennt ja so ein Leben mit einem festen Wohnsitz überhaupt nicht. Sie war mit ihren Eltern ständig unterwegs, hat schon die halbe Welt gesehen oder sogar noch mehr. Sie wird sich hier nicht ohne weiteres einordnen.«

»Sie kann ja ab und zu herkommen, mit uns findet sie es bestimmt lustiger als mit ihren Großeltern«, meinte Anna.

Der Gedanke war Sofia auch schon gekommen, aber sie hatte ihn bislang für sich behalten. Es war sicherlich besser, erst einmal abzuwarten, wie sich die Geschichte entwickelte. Ulrike würde sich gewiss melden und ihr erzählen, wie es ihrem Sohn ging, wie das Zusammentreffen mit ihrer Schwiegertochter verlaufen war – und wie sie und ihr Mann mit ihrer Enkelin zurechtkamen.

»Wir warten erst einmal ab«, erwiderte sie zurückhaltend. »Noch weiß ja niemand, wie schlimm es um Ulrikes Sohn

tatsächlich steht – und ob ihre Enkelin länger bleibt oder nicht.«

»Wieso haben wir die eigentlich noch nie gesehen?«, fragte Anna. »Mit Frau von Cadow arbeitest du doch schon eine ganze Weile zusammen, die kennen wir jedenfalls schon länger.«

»Ja, seit zwei oder drei Jahren, glaube ich. Ihr Sohn war mit seiner Familie nicht oft in Sternberg, und lange geblieben sind sie dann auch nicht.«

»Das muss schon interessant sein, immer herumzufahren und nur da zu bleiben, wo es einem gefällt. Und wenn man anfängt, es langweilig zu finden, fährt man weiter, bis zum nächsten schönen Ort.«

»Für mich wäre das nichts«, warf Christian ein. »Eine Zeitlang wäre es bestimmt toll, so wie jede Reise erst einmal toll ist. Aber ich würde Heimweh bekommen, das weiß ich. Ich habe ja schon Heimweh nach Sternberg, wenn ich mal länger als eine Woche weg bin.«

Anna dachte nach und nickte schließlich. »Ich würde meine Freundinnen und Freunde und meine Familie wiedersehen wollen«, sagte sie. »Wenn man immer unterwegs ist, muss man sich ja ständig von Menschen trennen, die man gerade erst kennengelernt hat und die man mag.«

Sie diskutierten noch länger über diesen Punkt, vor allem die Teenager, während sich Sofia und Friedrich mehr und mehr zurückhielten. Sie fanden es interessant zuzuhören wie die drei Jugendlichen, die sie großzogen und denen sie die Werte zu vermitteln suchten, die sie selbst als Richtschnur für ihr Handeln ansahen, ein ›Leben in Freiheit‹ beurteilten – denn das war es ja offensichtlich, was Moritz von Cadow und seine Frau zu verwirklichen suchten.

»Auf Dauer stelle ich es mir schwierig vor«, fasste Anna schließlich zusammen. »Und es muss auch anstrengend sein. Ich meine, die müssen ja ihre Bilder und Skulpturen auch verkaufen, sonst sind sie schnell am Ende.«

»Ein bisschen Geld werden Moritz von Cadow und seine Frau schon gehabt haben«, vermutete der Baron. »Also, von ihren Familien, meine ich. Aber das reicht sicherlich nicht zwanzig Jahre lang – und ungefähr so lange dürften sie ja schon unterwegs sein.«

»Andererseits«, sagte Konrad abwesend, »sparst du natürlich auch viel. Du musst kein Haus oder eine Wohnung unterhalten oder Miete dafür bezahlen. Du brauchst keine Klamotten, um zu repräsentieren. Du brauchst nicht ständig neue elektronische Geräte, um zu beweisen, dass du auf der Höhe der Zeit bist. Das ist bestimmt entspannend.«

»Aber das Auto kostet auch Geld«, warf Anna ein. »Und wenn sie sich auf einen Campingplatz stellen, müssen sie auch Miete bezahlen.«

»Schon, aber das sind bestimmt andere Summen als für eine Wohnung oder ein Haus, besonders wenn du in Ländern bist, wo die Leute ärmer sind als wir hier. Und oft kannst du dich bestimmt auch einfach so irgendwo hinstellen, ohne dass es etwas kostet.«

»Dann hast du aber auch kein Wasser und keinen Strom!«, gab Christian zu bedenken.

»Billiger ist so ein Leben aber auf jeden Fall. Ein Jahr oder so würde ich das schon mal machen«, sagte Konrad. »Ich bin ja nicht der Typ, der sofort Heimweh bekommt wie du, Chris. Aber auf Dauer wäre das für mich auch nichts. Ich würde euch alle viel zu sehr vermissen, sogar dich, Anna, du Nervensäge.«

Anna, die sich früher immer gleich von ihrem großen Bruder hatte aus der Fassung bringen lassen, grinste nur.

Sofia und Friedrich lächelten, unabhängig voneinander, in sich hinein. Offenbar hatten sie bei der Erziehung der Kinder einiges richtig gemacht.

Ulrike und Max von Cadow standen fassungslos am Bett ihres Sohnes, der sie zwar ansah, aber offenbar nicht wusste, wer sie waren. Sprechen konnte er nicht, jede Bewegung fiel ihm schwer. Er war halbseitig gelähmt, bei allem brauchte er Hilfe. Sie hatten sich unterwegs gegenseitig Mut zu machen versucht, jetzt sahen sie, dass die Wirklichkeit schlimmer war als befürchtet.

Eine Ärztin bat sie, das Zimmer wieder zu verlassen. Der Patient brauchte Ruhe, Besuch regte ihn auf, nur die Anwesenheit seiner Frau wirkte sich positiv auf ihn aus.

Sie verließen die Intensivstation und machten sich auf den Weg zur Cafeteria, in der Marietta und Lilly auf sie warteten. Ulrike tastete nach der Hand ihres Mannes. Sein Gesicht war so versteinert wie ihres. Sie konnten beide nicht weinen. Dabei wären Tränen eine Erlösung gewesen.

Mit starren Gesichtern, aber Hand in Hand betraten sie die Cafeteria und steuerten auf den Tisch zu, an dem ihre Schwiegertochter und ihre Enkelin saßen und offenbar miteinander stritten. Während Marietta leise sprach, waren einige von Lillys Worten zu verstehen. »Was soll ich da? ... hier bleiben ... hätte das auch gewollt ...«

Marietta sah sie kommen und wandte sich ihnen zu. Lilly hörte auf zu sprechen. Ihr Gesicht war verschlossen.

»Stören wir?«, fragte Ulrike.

»Nein, bitte, setzt euch doch«, bat Marietta, nachdem sie ihrer Tochter einen warnenden Blick zugeworfen hatte, der weder Ulrike noch Max entging.

Sie setzten sich und bestellten Kaffee.

Zwar hatten sie kaum etwas gegessen, aber sie hatten beide das Gefühl, nichts hinunterbringen zu können.

»Moritz wird noch mehrere Tage auf der Intensivstation bleiben müssen«, sagte Marietta. »Es gibt einen Campingplatz ganz hier in der Nähe, dort habe ich einen Platz gemietet und den Wagen abgestellt. Das ist also schon einmal geklärt. Lilly würde gerne hier bleiben, was ich verstehe, aber ich versuche ihr klar zu machen, dass mir

das zu viel wird. Jedenfalls in den nächsten zwei bis drei Wochen. Ich muss erst einmal sehen, wie sich die Dinge hier entwickeln.«

»Aber du musst dich überhaupt nicht um mich kümmern!«, warf Lilly ein. »Ich kann auf mich selbst aufpassen, und ich könnte für uns kochen und ...«

»Lilly«, sagte Marietta müde, »bitte, fang nicht wieder von vorn an. Ich werde meine Tage im Krankenhaus bei deinem Vater verbringen und vermutlich auch dort essen. Du weißt, dass die Ärzte es nicht zulassen, dass mehr als eine Person ihn besucht. Für seine Eltern haben sie eine Ausnahme gemacht, aber sie sagen ja sehr deutlich, dass jeder Besuch ihn beunruhigt und verstört und seine Genesung behindert und dass man zurzeit nicht vorhersagen kann, wie lange das so bleibt.«

»Wenn er mich erst erkennt, würde er sich freuen und bestimmt schneller wieder gesund werden!«

»Er erkennt dich aber nicht. Er erkennt niemanden bislang, er ist kaum bei Bewusstsein. Ich weiß nicht, warum ich dir das so lange erklären muss. Kannst du nicht einmal etwas hinnehmen? Musst du mir in dieser Situation das Leben noch zusätzlich schwer machen?«

Lilly schwieg beleidigt.

Ulrike und Max wagten nicht, sich einzumischen. Hier traten Konflikte zutage, die nicht erst mit dem Schlaganfall ihres Sohnes aufgetreten waren, so viel immerhin wurde ihnen deutlich. Und beide hatten, unabhängig voneinander, das Gefühl, dass Lilly sich eher wie ein Teenager verhielt als wie eine junge Erwachsene.

Marietta wandte sich ihnen zu. »Ich weiß nicht, wie eure Pläne aussehen. Falls ihr geplant hattet, länger zu bleiben: Ihr seht ja, dass ihr im Moment nichts tun könnt. Genau so wenig wie Lilly. Das ist es, was ich versuche, ihr zu verdeutlichen. Es geht nicht um eine langfristige Lösung, die kann es zum jetzigen Zeitpunkt nicht geben. Es ist ja möglich, dass sich Moritz' Zustand plötzlich verändert, das

ist nicht vorhersehbar. Dann müssten wir neu nachdenken. Aber so, wie es im Augenblick aussieht, kann ich nur sagen: Ich bleibe hier, tue, was getan werden kann, kläre auch, ob eine Verlegung nach Deutschland möglich und sinnvoll ist – und ich halte euch alle auf dem Laufenden.«

»Das klingt vernünftig«, sagte Max ruhig. »Die Frage ist allerdings, ob ich dir nicht bei den Verhandlungen mit der Krankenkasse und dem Krankenhaus und etwaigen sonstigen Behörden behilflich sein könnte.«

»Vielleicht«, sagte Marietta. »Aber nicht im Augenblick. Moritz ist nicht transportfähig. Sein Zustand ist nicht stabil.«

Sie sah aus, als sei sie dem völligen Zusammenbruch nahe.

»Ich ... ich kann mich jetzt wirklich nur um ihn und um mich kümmern.«

Lilly wollte erneut etwas einwenden, doch Ulrike hinderte sie daran, indem sie ihr eine Hand auf den Arm legte und mit fester Stimme sagte: »Das verstehen wir, Marietta, und Lilly versteht sicher auch, dass es jetzt in erster Linie um ihren Vater geht und darum, was das Beste für ihn ist. Wir bleiben auf jeden Fall noch bis Sonntag, dann fliegen wir drei nach Deutschland.«

Das Wunder geschah: Lilly leistete keinen Widerstand mehr, und Marietta schenkte ihren Schwiegereltern ein erstes zaghaftes Lächeln des Danks für ihr Verständnis und ihre Bereitschaft, ihr die Hilfe zukommen zu lassen, die sie sich wünschte.

\*

Anderthalb Wochen später saß Eberhard Hagedorn in der großen Schlossküche mit Marie-Luise Falkner, der begabten jungen Köchin, und Jannik Weber, seinem Auszubildenden, bei einem Espresso.

»Nach dem, was ich hören konnte«, sagte er, »geht es Herrn von Cadow nach wie vor schlecht, aber er schwebt

wohl nicht mehr in Lebensgefahr. Nach dem Gespräch, dass die Frau Baronin heute Morgen mit seiner Mutter geführt hat, macht Lilly von Cadow ihren Großeltern allerdings offenbar das Leben zur Hölle.«

»Aber wieso denn?«, rief Marie-Luise. »Sie sollte doch dankbar sein, dass sie hier sein kann!«

»Sie will aber nicht hier sein, sondern bei ihren Eltern. Sie ist ein Leben, wie es ihre Großeltern führen, ja nicht gewöhnt und tut sich schwer damit. Sie steht auf, wann sie will, sie isst, wann sie will, sie macht ihren Großeltern nur Vorwürfe, und offenbar zeigt sie nicht die geringste Neigung, sich irgendwie sinnvoll zu beschäftigen.«

»Und wie bringt sie dann ihre Tage herum?«, fragte Jannik verblüfft.

Er war erst neunzehn Jahre alt, wusste aber bereits sehr genau, was er wollte: Ein würdiger Nachfolger von Eberhard Hagedorn werden. Er hielt seinen Ausbilder für den perfekten Butler schlechthin, und mit dieser Ansicht stand er nicht allein. Eines Tages, so war sein Plan, würde er genauso gut sein.

»Eine Zeitlang kann es ja toll sein zu faulenzeln«, fuhr er fort, »aber irgendwann fällt einem dann doch die Decke auf den Kopf! Also, so würde es mir jedenfalls gehen. Sie ist doch etwa in meinem Alter, oder?«

»Zwei Jahre älter«, erwiderte Eberhard Hagedorn.

»Was hat sie denn gemacht, als sie noch mit ihren Eltern unterwegs war?«, erkundigte sich Marie-Luise.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Marie. Offenbar wollten ihre Eltern sie nicht unter Druck setzen und haben abgewartet, bis sie von sich aus den Wunsch nach einer bestimmten Ausbildung äußert. Sie scheint ebenfalls künstlerisch begabt zu sein.«

»Na ja«, murmelte Jannik, »haben Sie nicht neulich erwähnt, dass sie Abitur gemacht hat?«

»Doch, das habe ich gehört. Ein sehr gutes Abitur angeblich sogar.«

»Das ist dann mindestens zwei Jahre her – und sie macht immer noch nichts? Nicht einmal ein soziales Jahr oder so?«, fragte Jannik ungläubig.

»So hört es sich für mich jedenfalls an.«

»Aber ihre Eltern müssen doch hart gearbeitet haben«, warf Marie-Luise ein. »Wenn beide Künstler sind, ständig unterwegs, mit einer Tochter – und wenn sie ihren Lebensunterhalt damit verdienen, dass sie ihre Werke verkaufen, wo auch immer sie sich gerade befinden, also, das muss doch anstrengend und stressig sein. Ich meine, das ist doch wahrscheinlich so, dass es mal gut läuft und mal schlecht. Was machen sie denn, wenn kein Geld hereinkommt?«

»So, wie ich es verstanden habe, haben sie bescheiden gelebt und sich eingeschränkt, wenn es knapp wurde.«

»Für mich wäre das nichts«, stellte die junge Köchin fest. »Ich muss wissen, womit ich rechnen kann, alles andere würde mich nervös machen.«

»Die Menschen sind unterschiedlich, Marie«, erwiderte Eberhard Hagedorn. »Ich kenne auch Leute, die es nervös machen würde, jeden Tag von acht bis fünf in einem Büro sitzen zu müssen.«

»Auch wieder wahr.«

»Und wie geht das jetzt weiter mit Lilly von Cadow?«, fragte Jannik. »Schicken ihre Großeltern sie zu ihren Eltern zurück, weil sie es nicht mehr aushalten mit ihr?«

»Diese Möglichkeit wurde bis jetzt nicht erörtert.«

»Also, ich würde das machen«, erklärte Jannik selbstbewusst. »Ich würde mir doch nicht von meiner Enkelin auf der Nase herumtanzen lassen. Ihre Eltern haben sie so erzogen, dann sollen sie auch sehen, wie sie mit ihr fertig werden.«

»Es wäre im Augenblick aber allein die Mutter, die mit ihr fertig werden müsste«, gab Marie-Luise zu bedenken. »Das ist schon hart, wenn du dich gleichzeitig um einen kranken

Mann und eine Tochter kümmern musst, die sich weigert, erwachsen zu werden.«

Jannik blieb unerbittlich. »Dann hätten sie sie nicht so verwöhnen sollen!«, sagte er.

Die Blicke von Marie-Luise und Eberhard Hagedorn kreuzten sich, beide lächelten kaum merklich. Ganz Unrecht hatte er ja nicht, der Jannik!

\*

Marietta hielt die Hand ihres Mannes. Er verstand, was sie sagte, das wusste sie. Er konnte ihr nicht antworten, aber sie hatte gelernt, in seinen Augen zu lesen, und seine Gesten verstand sie meistens auch.

»Ich weiß nicht mehr, wie ich mit Lilly umgehen soll, Moritz«, sagte sie niedergeschlagen.

Sie hielt nichts davon, das Leben, das ja weiterging, von ihm fernzuhalten, obwohl die Ärzte das für besser zu halten schienen. Aber sie kannte Moritz: Je normaler sie mit ihm umging, je mehr sie so tat, als sei alles wie immer, desto besser fühlte er sich, auch wenn er sich nicht äußern konnte und unfähig war, allein auch nur einen einzigen Schritt zu gehen. Es gab Schwestern, die mit ihm sprachen, als wäre er zwei oder drei Jahre alt. Sie sah, wie er darunter litt. Aber sie konnte den Leuten ja schlecht vorschreiben, wie sie ihn zu behandeln hatten. Sie hörten sowieso nicht auf sie.

»Jeden Tag bombardiert sie mich mit Nachrichten«, fuhr sie fort, »dass sie nicht in Sternberg sein will, dass sie hierher kommen will, damit wir wieder zusammen sind. Aber ich kann das einfach nicht, ich habe keine Kraft, mich mit ihr auseinanderzusetzen. Du weißt ja, wie oft wir in letzter Zeit Streit mit ihr hatten, weil sie einfach in den Tag hinein lebt, ohne an ihre Zukunft zu denken. Sie will nicht studieren, sie will keine Ausbildung machen, sie will sich aber auch nicht sozial engagieren. Sie will einfach weiter mit uns reisen und für nichts verantwortlich sein. Im Grunde denke ich, sie will

nicht erwachsen werden. Aber ich kann ja deinen Eltern auch nicht zumuten, dass sie sich mit ihr herumschlagen, wir wissen beide, wie motzig sie sein kann, wenn ihr etwas nicht passt. Soll ich sie zurückholen, was denkst du?«

Moritz bemühte sich, so etwas wie ein Kopfschütteln zustande zu bringen.

»Soll das ›nein‹ heißen?«, fragte Marietta.

Nicken konnte er recht gut, und das tat er jetzt. Dazu gab er Laute von sich, die ihr in der Seele weh taten. Ein bisschen klangen sie so wie die Laute eines Kindes, das gerade sprechen lernte.

»Gut«, sagte sie, »dann lasse ich sie in Sternberg. Allerdings werde ich noch einmal mit deiner Mutter reden, ob es ihr und deinem Vater auch wirklich nicht zu viel wird. Die beiden sind ja nicht mehr jung, da kann jemand wie Lilly eine große Belastung sein.«

Wieder nickte Moritz, zum Zeichen seines Einverständnisses.

Sie strich ihm zärtlich über die Wange, er schloss die Augen und genoss diese Berührung. Sie hätte gern geweint, doch das erlaubte sie sich nie, wenn sie bei ihm war. Ihre dunklen Stunden verbrachte sie allein im Campingwagen. Dann stellte sie sich den Dämonen, die ihr Angst machten: Wie würde es weitergehen, wenn Moritz sich nicht erholte? Wie würde ihr zukünftiges Leben aussehen? Wie sollte sie Lilly auf den richtigen Weg bringen, wenn die Sorge um ihren Mann ihre Kräfte aufzehrte?

Sie schob diese Gedanken von sich. Noch war es nicht so weit, dass man die Hoffnung aufgeben musste. Noch bestand die Möglichkeit, dass alles gut wurde. Und Lilly war klug und begabt, eines Tages würde sie von sich aus erkennen, dass sie ihr Leben in die eigenen Hände nehmen musste, dass ihr das niemand abnehmen konnte.

Sie sah, wie müde und erschöpft ihr Mann war. »Ich gehe jetzt«, sagte sie. »Bis morgen früh, Liebster. Du weißt ja, ich

bin ganz in der Nähe, auf einem recht guten Campingplatz, da lässt es sich schon aushalten. Kannst du schlafen?«

Er nickte, und tatsächlich fielen ihm die Augen zu, noch bevor sie ihre Sachen zusammengepackt hatte. Sie küsste ihn liebevoll zum Abschied, meldete sich bei der Stationsschwester ab und ging hinüber zum Campingplatz.

Der Wagen kam ihr viel zu groß vor, jetzt, da sie ihn allein bewohnte. Sie schnitt eine Zitrone auf und goss zwei Scheiben mit gekühltem Mineralwasser auf. Mit diesem setzte sie sich unter das Vorzelt und ließ den Tag noch einmal an sich vorüberziehen. Es war ein eintöniges Leben, das sie im Moment führte, vor allem, wenn sie es mit dem von früher verglich. Sie waren ja ständig unterwegs gewesen, hatten immer viele neue interessante Menschen kennengelernt und überall Anregungen für ihre Arbeit gefunden. Ein gutes Leben war das gewesen – zumindest bis die Sorgen um Lilly begonnen hatten, nach ihrem Abitur. Sie hatten ihr ein paar Monate Schonfrist eingeräumt, aber als sie danach noch immer keine eigenen Pläne gemacht hatte, waren sie unruhig geworden.

»Wir müssen sie wohl oder übel aus dem Nest stoßen, wenn sie nicht von selbst ausfliegt«, hatte Moritz erst vor wenigen Wochen gesagt. »Es wird Zeit, Marietta, sie ist flügge, sie muss endlich selbstständig werden.«

Dann hatte er den Schlaganfall bekommen, und jetzt hatten sie andere Sorgen, als Lillys fehlende Neigung, die elterliche Obhut zu verlassen. Das würde warten müssen.

Plötzlich hatte sie Lust zu malen, zum ersten Mal, seit Moritz am Steuer zusammengebrochen war. Sie sah das Bild deutlich vor sich, und sie wusste, sie würde sich sofort an die Arbeit machen müssen. Viel Platz hatte sie im Wagen nicht, aber sie war daran gewöhnt, auf engstem Raum zu arbeiten – und sie hatte eine Lampe, die Tageslicht verströmte. Das war es, was sie jetzt brauchte.

Sie arbeitete mehrere Stunden lang, ohne zu merken, wie die Zeit verstrich. Sie wusste, dass es gut war, was sie

machte. Vielleicht würde es das beste Bild werden, das sie bisher gemalt hatte. Sie wusste auch schon, wie sie es nennen würde, wenn es fertig war: ›Silberstreif am Horizont‹ sollte es heißen.

Als sie schließlich ins Bett ging, war sie todmüde und schlief sofort ein. Zum ersten Mal, seit sie hier gestrandet war, schlief sie eine ganze Nachtlang durch. Der Wecker hatte am nächsten Morgen Mühe, sie aus dem Schlaf zu holen.

Ein neuer Tag hatte begonnen. Vielleicht würde Moritz heute sein erstes verständliches Wort sagen. Diese Aussicht allein war es wert, dass sie aufstand.

Aber nach dem Frühstück machte sie sich nicht gleich auf den Weg, sondern rief zuerst ihre beste Freundin Elfie Sänger an.

»Wie geht's dir heute?«, fragte Elfie.

»Ganz gut, ich habe die halbe Nacht gemalt, endlich wieder. Das hat mir geholfen.«

»Wie schlägt sich Lilly?«

Marietta seufzte. »Leider nicht so gut. Sie jammert und klagt und beschwert sich unablässig. Ich möchte nicht wissen, wie sie sich bei meinen Schwiegereltern aufführt.«

»Weißt du das nicht? Sprichst du denn nicht mit ihnen?«

»Doch, sie wollen ja auch hören, wie es Moritz geht. Aber sie beschweren sich nie über Lilly.«

»Vielleicht heißt das, dass es nichts gibt, worüber sie sich beschweren könnten.«

»Ich fürchte, so ist es nicht, Elfie. Sie sind wahrscheinlich einfach zu höflich. Oder zu rücksichtsvoll. Oder wie immer du es nennen willst. Ich kenne sie nicht gut genug, um ihr Verhalten beurteilen zu können.«

»Immerhin waren sie sofort bereit, Lilly bei sich aufzunehmen, obwohl ihr nicht gerade engen Kontakt mit ihnen gehalten habt. Das spricht eigentlich für sie, meinst du nicht?«